Ein Holzwurm erzählt...

Autor(en): **Krättli, Lorenz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **35 (1993)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-555629

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Holzwurm erzählt . . .

von Lorenz Krättli

Dies will keine wissenschaftliche Abhandlung und schon gar nicht eine exakte geschichtliche Darlegung sein. Sondern bloss ein prosaischer Bericht über die Gedanken, Empfindungen und Erfahrungen eines simplen Handwerkers. Da dieser ein Leben lang auf dem Holzweg lief, kann es sich nur um eine hölzige Geschichte handeln. Dazu möchte ich meine Muttersprache benützen, auch auf die neumodischen Fremdwörter verzichten und mich mit Mundartausdrücken behelfen. Holz ist heimelig, ist zwar ein zügiger Werbespruch, hier soll es aber ums «Läbige» gehen.

Am Anfang war es ein winziges geflügeltes Samenkorn, das sich zwischen den Schuppen eines Lärchenzapfens herausgeschaffen hatte und vom Wind irgendwohin verweht wurde. Am Schluss ist es ein Häufchen Holzasche, mit der der Garten gepflegt, die Beeren gedüngt, die Schnecken vertrieben werden. Dazwischen 200, 300, in seltenen Fällen ein halbes Tausend Jahre, stellt es das Leben eines Baumes dar nach den Gesetzen des Werdens und Vergehens, in der Natur eine Selbstverständlichkeit, für mich ein Wunder. Als zartes Pflänzchen der Mutter Erde entsprossen, in der Vollendung ein Riese, jeder Baum eine Persönlichkeit, mit allen seinen Eigenschaften. Allein in seiner Art unverkennbar, im ungezählten Verband eine Gemeinschaft, ein Wald gemäss den Gesetzen, die ein unfassbarer Schöpfergeist in die Natur gelegt hat, sich jederzeit aus sich selbst erneuernd, unabhängig jedes menschlichen Dazutuns. Mit Schlagworten wie: Wer Wald will, muss auch Holz wollen, versucht man die tödlichen Eingriffe in den Wald zu rechtfertigen. Der Wald kann wohl ohne den Menschen leben, nicht aber der Mensch ohne den Wald.

So steht denn der Riese vor mir, 70 Ellen hoch, dreieinhalb Schuh der Durchmesser, 6400 Pfund an Gewicht. Fest verankert im Erdreich mit seinen Wurzeln, verbunden mit dem Stock, aus dem der Stamm gen Himmel wächst, bis zum Wipfel, mit Ästen, Zweigen, Nadeln und Zapfen. Sichtbar die Borke, die Rinde, dem Auge verborgen das Gambium als die Nabelschnur, der schützende Bast, der Splint, der Kern und als Mittelpunkt das Mark. Seinen Bewohnern ist er Bett und Tisch zugleich, Lebensraum, Heimat. In seinem Bereich verhofft das Wild, das Vieh sucht seinen Schatten, der Mensch seinen Schutz. Wirtsbaum ist er dem Schmarotzer, unerlässlich dem Lärchenwickler. Dieser sorgt unerbittlich nach den Gesetzen der Natur für die Auslese, verschont die Starken, währenddem ihm die Serbelnden zum Opfer fallen.

Mit dem Apern der Sonnenhänge fängt das zarte Grün am Lärchenzweig an zu spriessen. Fingerbeeri gross zeigen sich die lilafarbenen Blüten. So laut das Röhren des Hirschs zur Brunstzeit, so farbenprächtig zeigt sich der Lärchenwald im Herbstkleid. Jetzt aber fängt auch sein Leiden an. So wird sich das Sprichwort bewahrheiten: Des Einen Freud ist des Andern Leid. Ahnst Du, wie der Baum jetzt klagt, wenn tief im Holz die Säge nagt?

Nebst der Nahrung ist wohl das Dach über dem Kopf das dringendste Bedürfnis der Menschen. Von den Höhlenbewohnern bis zu jenen in den Wolkenkratzern hat man sich vor den

Elementen geschützt mit den zur selben Zeit verfügbaren Mitteln. Je brauchbarer die Werkzeuge, je raffinierter die Techniken wurden, um so mehr steigerten sich die Ansprüche an die Wohnkultur. Als das Transportproblem das grösste war, bediente man sich der Baumaterialien, die am Ort zur Verfügung standen. Das war im alpinen Raum das Holz. Findige Zimmerleute entwickelten einen Holzbaustil, der den Bedürfnissen entsprach und auch dem Auge wohl tat. Zudem verstand man es, mit und nicht gegen die Natur zu leben. Würde man auch heute noch die Naturgesetze beachten und die eigenen und die überlieferten Erfahrungen der Alten zu Nutzen ziehen, könnte mancher Schaden vermieden werden. Es ist ein Naturgesetz, dass Wasser bei einer gewissen Temperatur gefriert, darum darf man nie bei Frost betonieren. Irgendwann wird sich das Wasser von den beigemischten Mitteln scheiden, die Folgen sind an den neuern Bauwerken feststellbar. Ebenso ist es ein Naturgesetz, dass Eisen bei unsachgemässer Verwendung rostet.

Das gleiche gilt bei der Anwendung von Holz. Der grösste Feind von Holz ist die Nässe. Es gibt hier wie überall Ausnahmen. So kann Weisstanne Jahrhunderte überdauern, wenn sie vollständig im Wasser oder nassem Lehm liegt. Die meisten andern Arten und Sorten, insbesondere Laubhölzer, vertragen Nässe nicht. Im trockenen Zustand und geschützt, werden sie Jahrhunderte lang ihren Zweck erfüllen.

Mit dem Baustoff Holz wurden eh und je Verbindungen geschaffen, von Mensch zu Mensch, von Dorf zu Dorf, von Land zu Land. Baumeister, Künstler in ihrem Fach haben uns Werke hinterlassen, die einmalig in ihrer Art, in der Mehrzahl die Gegend geprägt haben. Ställe, die der Funktion entsprachen, Häuser, die nicht bloss Obdach waren, sondern ein Daheim, ein Teil der Heimat. Dank neuesten Erkenntnissen und technischen Möglichkeiten mehren sich die kühnen Holzbauten der fachlich ausgewiesenen Holzbauingenieure und Zimmermannsbetriebe. Vergesst bitte nicht, dass die Natur entweder mitbaut oder aber unbestechlich verhindert.

Nun ist es wohl an der Zeit, zum eigentlichen Thema meiner Schreiberei zu kommen, das da heisst: Von Fugen- Schwar- und Federdächern = Schindelarbeit. Drei Grundgesetze stehen am Anfang jeder Schindelnmacherei: Das rechte Holz, vom rechten Ort, zur rechten Zeit. Freilich kommt da auch noch die rechte Verarbeitung dazu.

1. Das rechte Holz. In unserer Gegend wachsen zwei Holzarten, die sich für Schindeln eignen: Lärchen und Fichten. Nur ausgesuchte Stämme können dazu verwendet werden. Eine massgebende Rolle spielen Feinjährigkeit, Gradgehrigkeit, Spältigkeit und wenig Äste. Feinjährige Bäume wachsen am ehesten in höheren Lagen. Der karge Boden ergibt wenig Nahrung, der lange Winter eine kurze Aufnahmezeit. Die lichten Bestände in der Alpenregion ermöglichen den Wuchs von starken Ästen, was für die Lebenskraft der Bäume spricht, dem Schindelnmacher bedeutet es mehr Abfall.

Grandgehendes Holz wächst am ehesten in einer ruhigen muldenartigen Lage, wo es jederzeit genügend Platz und Sonne hat. Bedrängte Bäume suchen die Sonne, was Drehwuchs zur Folge hat. Gut spältiges Holz ist am stehenden Baum schwer auszumachen. Die grösste Sicherheit verspricht die Spaltprobe an einem gefällten Baum. Deshalb wird heute meistens in einem bereits getätigten Schlag aussortiert.

2. Vom rechten Ort. Der Wald und damit jeder Baum hat sich an das örtliche Klima angepasst. Die gleiche Regel wie beim Wein, gilt auch beim Holz, nämlich, dass es sich dort, wo es gewachsen ist, am besten verhält. Holz, das in einem Tobel, an einem Sumpf, auf humusreichem Boden gewachsen ist und deshalb weite Jahrringe aufweist, wird in der trockenen Alpenluft derart «schwiina», dass kein «ghaabes» Dach zu erstellen ist. Umgekehrt wird Holz von der obern Waldgrenze, ca. 1800 bis 2000 Meter über Meer, im Tal auf eine Höhe von 400 bis 700 Meter derart viel Feuchtigkeit aufnehmen, dass es innert nützlicher Frist nicht austrocknen kann, und deshalb zu faulen

beginnt. Es ist ein Naturgesetz: Der grösste Feind von Holz ist die Nässe.

3. Zur rechten Zeit. Es ist eine Binsenweisheit, dass Holz nur in jenen Monaten geschlagen werden darf, die einen R am Schluss haben. Von September bis Februar ist das Wachstum stillgelegt. Die Bäume richten sich auf den Winter ein. Der Saftfluss ist abgestellt. Der Frost kann ihm nichts anhaben. Jede Wunde vernarbt, die einem Baum zur Winterszeit geschlagen wird. Hingegen wird ein Schaden, der im Frühling oder Sommer geschlagen, solange bluten, bis das Holz anfängt zu faulen.

Holz, das im Sommer gefällt wird und als Werkstück dem Wetter ausgesetzt wird, trägt den Keim des Zerfalls von Anfang an in sich. Die Erfahrung bestätigt immer wieder, dass solche Dächer eine Lebensdauer von kaum 20 Jahren haben. Das wären zwar ideale Voraussetzungen für den Schindelnmacher, eine Garantie, dass ihm die Arbeit nie ausgehen würde. Das entspricht auch dem Zeitgeist, der modernen Auffassung vom Bauen, nicht aber der Einstellung eines verantwortungsbewussten Handwerkers.

Ist nun das Holz nach den vorhin beschriebenen Prinzipien und Erfahrungen ausgesucht und auf das Lager geführt, kann mit dem eigentlichen Schindelnmachen begonnen werden. Vorausgegangen sind ebenfalls die Verhandlungen mit Bauherr, Architekt, evtl. Denkmalpflege und Heimatschutz über Holzart, Lärch oder Fichte, Bedeckungsart, ob Schwar-, Fugen- oder Federdach.

Wenn nach den eben beschriebenen Prinzipien vorgegangen wird, kann im Engadin nichts anderes als einheimisches Lärchenholz verwendet werden. Dagegen wird im Safiental bestes Fichtenholz verarbeitet. Alte Hütten und Ställe in den Walsergegenden, z. B. Arosa, Langwies, Davos, Camana werden noch mit einem Schwardach versehen. Exponierte Objekte, wie Schloss Tarasp, Kirche auf Hohen Rätien, Eggatobelbrücke werden mit einem Fugendach eingedeckt. Kirchen, Kapellen, Türme sowie auch profane Bauten erhalten ein Federdach.

Das Schwardach, als ältestes Prinzip, besteht aus 70–80 cm langen Schindeln, die ca. 30 bis 50 mm dick geschlagen wurden. Heute macht man sie kaum dicker als 20 mm, dank der Erkenntnis, dass dünne Schindeln rascher austrocknen. Anstatt angenagelt, werden diese langen Schindeln mit Latten und Steinen beschwert. Daher der Name Schwardach.

Für das Fugendach verwendet man die sogenannten Fugen-, Puura- oder Brettlischindeln. Von Hand gespalten, sind sie 40 bis 60 cm lang, 8–11 mm dick und breit so wie es das Holz erlaubt, ca. 8 bis 15 cm. Bei vierfacher Überdekkung ergibt das bei 60 cm langen Schindeln eine Fachweite von 15 cm. Beim Aufnageln mit ganz gewöhnlichen Drahtstiften werden sie in der Reihe aneinander gestossen. Die nächste Reihe hat die entstehenden Fugen zu decken. Man nennt sie auch einen gestossenen Schirm.

Federdächer ergeben sich, wenn mit den 3 bis 5 mm dünnen Schindeln eingedeckt wird. Da diese 42 bis 45 cm langen Schindeln auch seitwärts ca. 30 mm überzogen werden, ergibt das einen geschlauften Schirm. Der Verbrauch liegt bei 170 Stück beim Federdach, ca. 85 Stück beim Fugendach und ca. 40 Schwarschindeln per m^2.

Wenn alle Bedingungen, die die Natur fordert, und alle Vorteile, die das Holz und das Klima bietet, eingehalten und ausgenützt sind, ist mit einer Lebensdauer von 60–90 Jahren bei einem Schindelndach aus Fichtenholz zu rechnen, währenddem lärchene Schindeln bis zu 120 Jahre überdauern.

So stehe ich denn Tag für Tag, Woche für Woche am Beitzblock, in der einen Hand das Schindelmesser, in der andern den Plütscher. Links «schwiint» die Müselbeige und rechts wächst entsprechend der Schindelhaufen. Jedes Werkstück, das ich zur Hand nehme, hat seine Eigenheiten. Sofern man es versteht zu lesen, erzählen einem die Jahrringe die Lebensgeschichte eines Baumes. Die Unarten kommen an den Tag, ebenso die Frevel. Jeder Sommer zeigt sich am helleren Früh- oder Weichholz, Herbst und Winter am spärlichen, dunklen Spätholz. Trockenperioden zeigen sich an den engen, regenreiche an den weiten

Der Verfasser beim Zurüsten der Holzträmel

Jahrringen. Ist das Mark weit aus dem Zentrum verschoben, heisst das, dieser Baum ist an einer steilen Halde gewachsen. Es hat sich mehr Druckholz gebildet, um den Baum aufrecht zu erhalten. Der Stamm ist buchsig. Plötzlich werden die Jahrringe unverhältnismässig weit. Die Ursache: In der Nähe wurden Bäume entfernt, es gab mehr Platz, mehr Licht, mehr Nahrung. Das kann zur Folge haben, dass der Baum der Sonne zuwächst, das heisst, er wird drehwüchsig. Im besondern wird beim Engadiner Lärch jede Lärchenwicklerperiode sichtbar. Wird ein durchgefrorener Baum vom Sturm gebeugt, entstehen die Kälterisse, die erst bei intensiver Verarbeitung sichtbar werden. Je länger je mehr zeigen sich im Spiegelbild eines Querschnitts die Schäden, die durch die sogenannten waldbaulichen Massnahmen angerichtet werden. Im Gebirgswald müssen die meisten Waldautostrassen in den Fels gesprengt werden. Das hat zur Folge, dass 20–30 Meter breite Schneisen ausgeholzt werden. Es werden Sprengtechniken angewendet, die möglichst wenig Material im Trasse zurücklassen. Dadurch werden die umstehenden Bäume von den Wurzeln bis zu den Ästen angeschlagen, beschädigt, als Borkenkäfernester vorbereitet. Wer macht sich schon Gedanken darüber, dass so viele Wasseradern, kleine Quellen, Tümpel, Bäche versiegen, abgeleitet, eingedohlt und trockengelegt und damit die Nabelschnur der Bäume, Sträucher, Blumen, Kräuter, Pilze, Beeren und Lebewesen unterbunden wird! Der Einsatz der riesigen Holzerntemaschinen wird erst möglich durch den Bau von 4,5 m breiten Waldstrassen. Diese Ungetümer sind nur während der schneefreien Zeit betriebsfähig. Damit richtet man im Wald

und am Holz die schlimmsten Schäden an. So wie in der Landwirtschaft die totale Nutzung betrieben wird, ist auch der Wald zum Holzakker geworden. Würden die Empfehlungen und Ratschläge von Forstingenieuren wie Dr. Walter Trepp in seinem Plenterwald und Nicolin Bischoff in seinem Bericht über den Gebirgswald, ernstgenommen und angewendet, so würde sich dieser erholen und überleben. Die Natur, so wie sie erschaffen wurde, ist auch heute noch vital genug, um jedes Forstgesetz zu überleben.

Zuletzt seien mir noch ein paar in die Zukunft gerichtete Gedanken erlaubt. Es gibt etliche touristische Institutionen und Unternehmungen, die ihre Prospekte mit einem Bild eines alten Schindelndaches schmücken. Selbst der kantonale Verkehrsverein schickt seinen Verkaufsstand mit einem Schindelndach auf Werbereise. Ihre Neubauten aber, deren es jährlich Dutzende gibt, werden mit Blech oder Eternit eingedeckt.

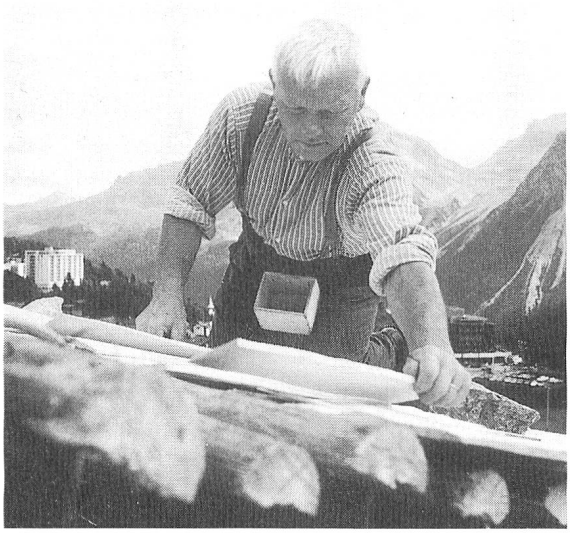
Das eine Departement der Kantonsregierung schickt den Schindelnmacher an die OLMA, um einen Aspekt bündnerischer Baukultur zu demonstrieren, der andere Regierungsrat erklärt fast zur gleichen Zeit im Grossen Rat: Schindelndächer sind grundsätzlich verboten. Von der Forstwirtschaft wird ständig vermehrtes Bauen mit Holz propagiert, ihre eigenen Bauten, etwa die Holzbrücke über den Inn im Unterengadin, werden nicht mit Schindeln bedeckt, obwohl das Holz dazu nebenan wächst. Alphütten werden laufend um- oder neu gebaut und zünftig subventioniert, ein Weichdach wird nicht gestattet, wenn auch das Ausgangsmaterial fast auf das Dach hinein wächst.

Im ganzen Kanton ist mir eine einzige Gemeinde bekannt, Arosa nämlich, die zusammen mit dem Kurverein die Erhaltung der Schindelndächer auf den Ställen und Hütten in Innerarosa tatkräftig und auch finanziell unterstützt. Sie erwarten auch vom Schindelnmacher, dass die Schindeln im Herbst jeweils am Ort, daselbst im Wald, geschlagen werden, damit ihren Gästen das Handwerk vorgeführt werden kann.

In Davos ist es eine Einzelfirma, die Kunstgalerie Kornfeld in Bern, Kirchnerprotektorin, die die Erneuerung der Schindelndächer auf der Stafelalp finanziert. Als Vergleich dazu ein Beispiel aus dem Berner Oberland, wo seit 1983 die Erneuerung der Schindelndächer massiv unterstützt wird. Laut einem Bericht der Regionalgruppe Interlaken-Oberhasli sind im Jahr 1990 an 116 Objekten Fr. 279 207.– ausbezahlt worden. Das entspricht einem Beitrag von Fr. 30.– per m^2. An Interessenten würde es auch im Bündnerland nicht fehlen, obwohl jedes Jahr dutzende von Anfragen in Kenntnis der Sachlage von vornherein abgewiesen werden.

Es hat wohl keine gesetzliche Bestimmung die Baukultur, vorab die Dachlandschaft, so augenfällig beeinflusst, wie das Verbot von Weichbedachung. Was vor hundert Jahren einen Sinn hatte, als noch ganze Dörfer abbrannten, z. B. Seewis, Bonaduz, darf heute füglich in Frage gestellt werden. Schliesslich sind die modernen Baumaterialien nicht minder feuergefährlich und in den Auswirkungen weit schlimmer als jedes Holzfeuer. Zudem darf der Feuerpolizei zugute gehalten werden, dass es sozusagen keine offenen Kamine mehr gibt und dass die Löschbereitschaft wesentlich verbessert wurde. Es käme dem Schindelnmacher nie in den Sinn, in einer geschlossenen Dorfgemeinschaft ein Weichdach zu erstellen, es sei denn von der Denkmalpflege angeordnet.

Bei einer Streusiedlung jedoch oder bei Einzelbauten ist nicht das Schindelndach der am meisten gefährdete Bauteil. Bei solchen Objekten kann es auch keine Übertragung auf andere geben. Und wenn es um Schadenfälle geht, so sind heute die Nobelhütten, die von Spekulanten in alle Rutschgebiete, Lawinenzüge und Rüfen gebaut werden weit mehr gefährdet. Damit man mir nicht wieder vorwirft, das alles sei Wasser auf meine Mühle, möchte ich mit allem Nachdruck erklären, dass ich mit meinen 70 Jahren für meinen Betrieb keine Propaganda mehr machen muss, sondern dass es mir einzig um die Sache geht und nicht um den Profit.



Die Schindeln werden verlegt.

Die Angelegenheit mit den Schindelndächern hat aber auch noch einen andern zum Teil ganz persönlichen, zum andern einen allgemein interessierenden Hintergrund. Wenn ich mir von den 475 000 m³ Windwurfholz, das der Sturm im Februar 1990 geworfen hat, schäbige 23 m³ sichern konnte, notabene zu einem Kubikmeterpreis von Fr. 200.– für Sturmholz und alle Sortierungen, so hat wohl mein gestörtes Verhältnis mit gewissen Förstern damit zu tun. Das zeigt aber auch wohin die Holzhandelspraktiken in der Zukunft zielen. Die Tendenz geht dahin, dass anfallendes Holz auf zentralen Lagerplätzen eingemessen, numeriert, aufgerollt und im Computer gespeichert gelagert wird. Für Klein-, Kleinst- und Spezialfirmen, die auf ausgesuchte Sortimente angewiesen sind, wird die Versorgung mit dem Rohstoff schier unmöglich. Alles ist auf Grossfirmen ausgerichtet. Es braucht dann spezielle Beziehungen zu speziellen Förstern, die spezielle Beziehungen zum Handwerk haben, um die speziellen Sortimente von speziellen Standorten zu speziellen Preisen beziehen zu können. Zimmermannsbetriebe, Schreinereien, Wagner, Drechsler, Holzschnitzer, Orgel- und Geigenbauer und der Schindelnmacher sind auf das rechte Holz, vom rechten Ort, zur rechten Zeit angewiesen.

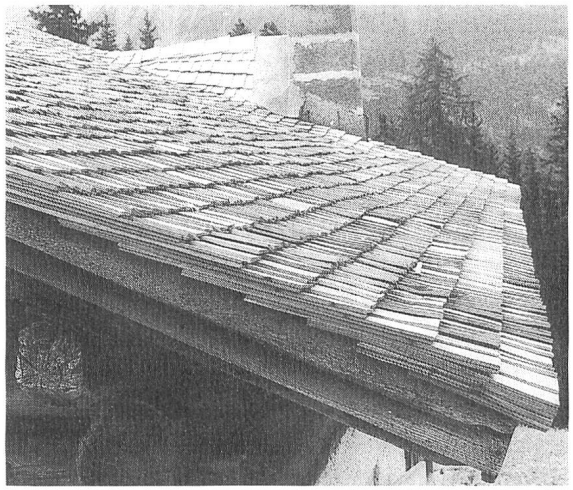
In den letzten Jahren wurden in meinem Betrieb jährlich ca. 100 m³ Lärchen und ca. 20–25 m³ Fichten zu Schindeln verarbeitet. Das entspricht einer Menge für ca. 1700–2000 m² Dach- oder Fassadenfläche. Ungefähr ein Drittel der Schindeln wurde an Dachdecker, Hobbyhandwerker, Landwirte verkauft. Mit dem Rest wurden in den letzten zwanzig Jahren Teile von 5 Schlössern, 4 Holzbrücken, 19 Türme von Kirchen und Kapellen, 21 Kirchen und Kapellen, 3 Friedhofanlagen und ein halbes Hundert profane, private Objekte eingedeckt oder deren Fassaden eingekleidet. Dazu kommt noch ein Dutzend Gebäude, die mit Maschinenschindeln aus der Fabrik des Peter Müller, Pfäffikon, angeschlagen wurden.

Der Verkaufspreis steht bei 50.– bis 75.– Fr. per m². Fertig eingedeckt rechnet man mit Fr. 120.– bis 155.– per m² je nach Holz- und Machart. Für allfällige Schikanen, Geräte, Kehlen, Firststraccord etc. werden Zuschläge berechnet. Dazu ist zu bemerken, dass man, wie bei jeder andern Handarbeit, zwar recht müde, aber niemals reich werden kann.

Bis vor dreissig Jahren hatte noch jeder Dachdecker das Schindelnmachen zu erlernen. Seither wird an der Berufsfachschule nur noch das Anschlagen demonstriert. Übrig geblieben sind nur noch ein paar alte Handwerker, die sich zu Spezialisten gemausert haben. Die Aussichten für eine Vollexistenz sind für einen Jungmann so gering, dass dieser gezwungen ist, einen ähnlichen Beruf zu erlernen für eine solide Basis und das Schindelnmachen und Anschlagen als Ergänzung zu pflegen. Die Schwierigkeit in der Ausübung dieses Handwerks liegt nicht in der manuellen Tätigkeit, sondern im ganzen Umfeld, im besondern in den oft fehlenden Bezügen zur Natur. Rein schulisches Wissen genügt nicht. Holz ist ein Naturprodukt, das lebt und schafft. Nur wer mit der Natur arbeitet, deren Gesetze befolgt, die naturgegebenen Vorteile anwendet, wird hier Erfolg haben. Dies kann ihm keine Schule vermitteln, sondern einzig eine jahrelange Erfahrung. Das von meinem Vater geerbte Wissen und Können, durch eigene Erfahrungen und Erkenntnisse erweitert, suche ich seit zwanzig Jahren auf verschiedenste Weise wei-

ter zu geben. Zu Anfang der siebziger Jahre waren es die Försterkurse, die sich in meiner Werkstatt über die Bedürfnisse und besondern Ansprüche des Schindelnmachers orientierten, inklusive Orientierung im Wald. Die Kontakte wurden leider radikal abgebrochen, als sich herausstellte, dass sich meine hautnah gemachten Erfahrungen mit den Theorien der Forstexperten nicht vertrugen. Die wertvollsten Erkenntnisse vermittelten ohne Zweifel für beide Seiten die praktischen Einsätze, 1. mit der Arbeitsgemeinschaft Hohenrätien, beim Eindecken der Kirche St. Johann, was in der Werkstatt noch ergänzt wurde, 2. das Arbeitslager mit Lehrlingen der Baubranche auf der Alp Stürvis auf einem Kapellendach, 3. die Arbeiten mit den Hochbauzeichnerlehrlingen auf einem Hausdach auf Brambrüesch und auf einem Pavillon beim Oberen Schloss in Zizers, jedesmal ergänzt durch einen theoretischen Teil mit der Vorführung eines Videofilms. Diese Aufnahmen wurden gemacht im Auftrag des Romanischen Fernsehens und zeigen ein ziemlich genaues Portrait der Schindelnmacherei, vom Besuch im Wald mit dem Förster, dem Schindelnspalten bis zum Eindecken. Dies ist denn auch jedesmal der Einstieg in die Vorträge, die ich in den letzten Jahren im Dutzend und in den verschiedensten Gremien gehalten habe unter dem Titel «Von Fugen-, Schwar- und Federdächern».

Die Demonstrationen an der Bündnerwoche auf dem Fronwaagplatz in Schaffhausen, an der OLMA, als Graubünden Gastkanton war, während der SIGA Mels und am Ragazermarkt bleiben mir unvergessen. Die Einladung der Schweizer Heimatwerkschule in Richterswil, zum zweiten Mal einen Schindelnmacherkurs



Ein fertig verlegtes Schindeldach.

zu leiten, habe ich mit Freuden angenommen. Der erste vom letzten Winter war ein Erlebnis.

Die Weiterführung des Betriebes ist insofern gegeben, als das Handwerk in Zukunft lukrativ genug ist, um eine Familie zu ernähren und meinen Ältesten aus dem Stress und der Hektik seines jetzigen Berufes zurückzuholen. Gelernt hat er die Schindelnmacherei. Oder dass mein Enkel, der in den letzten Tagen die Lehre als Bau- und Möbelschreiner erfolgreich abgeschlossen hat, nach der Rekrutenschule und weiteren Ausbildungskursen vielleicht in die Fussstapfen seines Grossvaters tritt. Bis dahin bleibt mir zu hoffen, dass der Wald dannzumal auch noch hölzig und dass der Idealismus nicht ganz ausgestorben ist.

Übrigens: Am meisten im Leben trügt man sich an den Menschen, am zweitmeisten am Schindelholz. Wenn Du einmal vom Dach heruntergefallen bist, gibt das noch lange keine Gewohnheit. Wer sich mit Schindelnaufnageln übt, hat die Gewähr, dass er nach zwei Stunden auch das Jodeln gelernt hat.